

Knapp 550
nach drei
von vieren

Die „Winterreise“ bricht das Eis

„Zeitgenossen“ (1): Schubert, Zender, Bach und Schöllhorn zum Auftakt des Festivals im Festival der Festspiele

Betrifft „Zeitgenossen“

Wie das bei Redaktionsschluss dieser Seite noch nicht beendete Sonntagabendkonzert des Festivals „Zeitgenossen“ zu Ende ging, hätte man auch abwarten können, denn bekanntlich soll man den Tag nicht vor dem Abend loben – und ein musikalisches Festival nicht vor dem Schlussapplaus. Doch wenn nicht noch alles schiefgelaufen sein sollte, darf zumindest nach drei Vierteln des ersten Festivals im Festival der Heidenheimer Opernfestspiele an dieser Stelle schon mal behauptet werden, dass die Premiere grandios gelungen ist.

Allein die Besucherzahlen – für Beobachter, die nicht zuvorderst nach Inhalten schielen, nicht selten das wichtigste Detail einer Veranstaltung –, sprachen bereits am Samstagabend eine deutliche Sprache: Etwas über 300 Besucher am Freitagabend im Festsaal der Waldorfschule, gut 70 am frühen Samstagabend im Kunstmuseum und 150 im damit ausverkauften Bühnenraum des CC am späten Samstagabend ergaben unter dem Strich nach drei von vier Konzerten die Summe von knapp 550 Besuchern. Und dies bei einer immer noch als sehr speziell geltenden Sache wie zeitgenössischer Musik.

Wenn man nun weiß, dass die Veranstalter im Vorfeld bereits mit insgesamt 400 Besuchern durchaus zufrieden gewesen wären, dann sind 550 nach drei Vierteln des Festivals in der Tat eine ermunternde Zahl.

Kein Wunder, dass bereits am Samstagabend ein knapp unterhalb der Euphorie wandelnder Kulturamtsleiter Matthias Jochner im Städtchen angetroffen werden konnte.

So viel zu dem. Noch viel mehr zu allem anderen auf dieser Seite – und eine abschließende Bewertung in der Dienstausgabe.

kubi

Was kann man an Johann Sebastian Bachs „Kunst der Fuge“ und Franz Schuberts „Winterreise“ eigentlich ändern, ohne nachher nicht kläglich daneben zu liegen? Am Freitagabend waren zahlreiche Besucher sicher aus Neugier in den Festsaal der Waldorfschule gekommen, um das erste, in jeder Hinsicht beeindruckende Konzert des Festivals „Zeitgenossen“ im Rahmen der Heidenheimer Opernfestspiele zu erleben.

Natürlich auch wegen des „Zugpferds“, des genialen lyrischen Tenors Christoph Prégardien. Unter dem agilen, engagierten Dirigat von Manuel Nawri erklangen zu Beginn Johannes Schöllhorns „Anamorphosen“, Sätze nach Bachs „Kunst der Fuge“. Diese „Umformungen“ zeigten deutlich, dass der Komponist dem Thomaskantor nicht am Zeug flicken wollte. Vielmehr gelang es Schöllhorn, einen neuen Blickwinkel auf das Werk zu schaffen.

Die präzise und sanft angeblasenen Flöten und Klarinetten, das mysteriöse Grummeln des Bassethorns, die hauchfeine Streicherarbeit, die Horn- und Trompetentupfer, alles erklang in einer musikalischen Sinnlichkeit und Wärme. Die Spannung bei den auf- und absteigenden Linien, die Taktverschiebungen mit Klezmer- und Tangoanleihen wurde von den Mitgliedern des Philharmonischen Orchesters Heidenheim mit technischem Esprit und tonlicher Präzision gestaltet.

Johannes Schöllhorn zeigte so in den Figurationen Respekt vor Bachs Werk aus vierzehn Fugen und vier Kanons, wusste aber leuchtende Spuren seines eigenen Geistes mit Feinsinn und Gespür hineinzulegen. Die dynamische Vielfalt von Streicher-Sphärenklängen bis zu Schlagwerkerupturen, aber auch die instrumentale Bereicherung, zum Beispiel durch wärmende Gitarrenfiguren ergab ein farbiges, mit viel Hin-



Große Klasse: der Tenor Christoph Prégardien und das Philharmonische Orchester Heidenheim im Festsaal der Waldorfschule.

Foto: rw

gabe, aber auch Humor durchsetzt, intelligentes Werk.

Gespannt war man dann auf die „komponierte Interpretation“ Hans Zenders bei Franz Schuberts „Winterreise“. Zender gelang es dabei, die Ambivalenz des Stücks zwischen biedermeierlicher Süßlichkeit und extrovertierter Dramatik mit modernen Klanggestaltungen darzustellen. Schon die Instrumentierung mit Gitarre, Melodica, Rainmaker und Windmaschinen zeigte, dass hier ein außergewöhnliches Klangerlebnis zu erwarten war. Die raumgreifende Klangfülle wurde dadurch gesteigert, dass die Bläser beim Spiel auf der Bühne und vor den Saaltüren „wandeln“. Eine technische Herausforderung, denn der Takt musste dabei exakt eingehalten werden.

Doch als Christoph Prégardien mit „Fremd bin ich ausgezogen“ begann, war man vom ersten Ton an fasziniert. Die präzise Artikulation und fabelhafte Textnähe, die glasklaren Höhen und der metallisch-federnde Charakter dieses beeindruckenden Tenors waren einfach wunderbar. Wenn die Violinen von oben hereinschwebten und mit den maschinenhaft arbeitenden Pauken wetteiferten, wurde das Fluktuieren zwischen Entspannung und Gespanntheit zum Erlebnis neuartiger tonaler Wendungen, die Schubert nicht etwa vernachlässigten, sondern eher die Stimmungsgegensätze von überschwinglicher Freude bis verzweifelter Hoffungslosigkeit verdeutlichten.

Die flirrenden Dissonanzen bei der „Wetterfahne“ verstärkten die Resignation in diesem Lied. Prégardien überzeugte durch die faszinierende Wandlungsfähigkeit der Stimme, die auch nach einhalb Stunden nichts von ihrer Brillanz verloren hatte. Von feinnervigen Harfen- und Gitarrenfiguren dazu mit leichten Bläserfarben eingeleitet, intonierte er den „Lindenbaum“ mit einer heiteren intellektuellen Klarheit und geschmeidigen Mezza-voce-Effekten. Das war Schubert ohne vermeintliche Idylle, vergeistigt, verstärkt und neu erlebt. Zenders Bearbeitung begeisterte einfach durch die magische Klangwirkung.

Das Wehen des Windes, das Klirren des Eises, die fallenden Blätter, das Krähen der Raben, alles wurde in einer gekonnten Instrumentierung dem Sänger quasi zur Seite gestellt. Das betörende Englischhorn bei

„Schnee, du weißt von meinem Sehnen“ zeigte Zenders Sinn fürs ausdrucksstarke Detail. Der Walzercharakter bei „Ein Licht tanzt freundlich vor mir her“ oder das Perkussions-Crescendo bei „O unbarmherzige Schenke“ begleiteten Prégardien mit seinem überragenden sängerischen Esprit und seinem Empfindungsreichtum.

Der düstere „Leiermann“ am Schluss, als alle Bläser in ihr Spiel vertieft von der Bühne gingen, verzauberte regelrecht durch die begnadete, gepflegte Stimme und das Engagement der Spieler. OB Ilg sprach später beim „Ständchen“ auf der Bühne für viele, als er sagte, dass nach dieser „Winterreise“ „das Eis für die neue Musik in Heidenheim gebrochen“ sei.

Hans-Peter Leitenberger

Von draußen nach drinnen

„Zeitgenossen“ (3): Schönberg und Schöllhorn plus Pierrot mal zwei im Festspielhaus

Arnold Schönbergs „Pierrot lunaire“ kann sich einfach nicht entscheiden: Will er Kunst sein oder Kabarett, kontrapunktisch streng oder atonal frei, solistisch oder orchestral, Theater oder Musik, Gesang oder Sprache. Dieses zwitterige Hin- und Herschwanen des Werkes ist Musikgeschichte. Am Sonntag jedoch musste in Sachen Pierrot zunächst einmal ganz pragmatisch entschieden werden: Regen oder Mondschein, drinnen oder draußen, Congress Centrum oder Rittersaal? Petrus und die Wetterfahne auf Schloss Hellenstein sprachen gegen Abend ein unwiderrufliches Machtwort: Der zweite Tag des Neue-Musik-Festivals „Zeitgenossen“ sollte im Festspielhaus zu Ende gehen. Dunkle Wolken waren aufgezogen, die sich – ätsch – dann doch nicht entluden.

Da wir gerade bei den praktischen Fragen der Aufführung sind: Legen wir die ganze Theorie um Neue Musik und Atonalität zunächst einfach mal auf Eis, ver-

lieren wir auch kein Wort über die etwas zwangsneurotische Zahlenmystik aus 3, 7 und 21, die dem „Pierrot“ zugrunde liegt – Maddalena Ernst hat das alles in ihrem Einführungsvortrag hervorragend pointiert und verständlich erläutert. Lassen wir sogar Schönberg erstmal beiseite. Denn vor ihm kam Schöllhorn, jedenfalls in der Chronologie des Abends.

Der Composer-in-Residence der „Zeitgenossen“ hatte seine eigene Bearbeitung der Pierrot-Dichtungen in petto, die wiederum nicht auf Schönberg, sondern auf eine im gleichen Jahr entstandene Vertonung des Rechtsanwalts und Komponisten Max Kowalski beruht. Aufgeführt wurde sie durch das fünfköpfige Karkoschka Ensemble Berlin unter der Leitung von Manuel Nawri sowie den Countertenor Andrew Watts – was der schillernden Figur des Pierrot noch eine weitere interessante Facette hinzufügte. Vorgesehen ist eigentlich eine Sopranistin. Was so ein

Mondstahl nicht alles anrichten kann...

Der erste von zwei „Pierrots“ bewegte sich zwar im tonalen Spektrum, bot dem Ensemble genügend expressionistische Ecken und Kanten, um damit ein faszinierend bizarres Klanggebilde zu modellieren. Konzentriert und fesselnd ließen sie den Pierrot durch die Nacht iren und sich am Mondlicht berauschen. Andrew Watts sang den Liedzyklus mit deutlichem britischen Akzent, aber immer nah am Sinn der deutschen Texte und mit entfesselter Ausdruckskraft.

Für „Pierrot“-Einsteiger dürfte die Kowalski/Schöllhorn-Fassung eine ideale Brücke zum noch radikaleren Schönberg-Pierrot geschlagen haben. Erstaunlich, wie seelenverwandt beide Fassungen trotz aller kompositorischen Unterschiede sind. Andrew Watts zelebrierte auch hier einen herrlich närrisch-morbiden Pierrot. Mit Lust ließ er ihn zwischen Melancholie und Ekstase schwanken.

Das Karkoschka Ensemble hielt hervorragend Schritt – so wurde das Duett zwischen Querflöte und Sänger in „Der kranke Mond“ zum Erlebnis, Bassklarinette und Cello beschworen eine traumhaft düstere „Nacht“ und das „Galgenlied“ wurde zu einem rasenden, nur Sekunden dauernden Ausbruch.

Lob verdient die mit viel Liebe ausgedachte Lichtregie, die den nächtlichen Taumel des Pierrot kontrapunktierend unterstützte. Ein Zeichen mehr, dass bei Schlechtwetter im Festspielhaus kein Notprogramm abgespult, sondern eine mehr als gleichwertige Alternative zum Freilicht-Erlebnis geboten wird.

Zwei hervorragende „Pierrots“ an einem Abend. Was will man mehr, als sich auf dem Heimweg dabei zu ertappen, ihren typischen „Sound“ – mehr oder weniger erfolgreich – nachzusummen? Wovon übrigens Schönberg selbst geträumt hat.

Matthias Masel



Beeindruckten sehr: Rei Nakamura und Peter Vogel.

Foto: rw

Das große Improvisieren

„Zeitgenossen“ (2): Flügel trifft Laptop

„Grrrr... Schrädäng... Blink... Surr...“ Wenn das nicht nach Entenhausen klingt?! Das Motto des frühabendlichen Samstagkonzertes im Rahmen des „Zeitgenossen“-Festivals war durchaus dazu geeignet, lautere Donaldisten anzulocken. Und sollten welche anwesend gewesen sein, dann dürften sie anfänglich vielleicht ein wenig irritiert in die Runde geschaut haben: staun... röchel.

Denn anstelle von verbal dominierten Lautmalereien à la Duck & Co. gab's elektronisch unterfütterte pianistische Klangmalereien. Angetreten hierzu waren Rei Nakamura am Klavier und Peter Vogel am MacBook. Eine höchst ungewöhnliche Formation, die mit zunächst verhaltenem Applaus begrüßt, am Ende aber durchaus gefeiert das Kunstmuseum wieder verließ. Auch von womöglich anwesenden Donaldisten waren keine gegenteiligen Äußerungen zu vernehmen: klatsch...

Was war geschehen? Nun, zu erleben gewesen waren Improvisationen in Reinkultur. Und zum Erfolg der Sache beigetragen hatte nicht unwesentlich die Tatsache, dass ziemlich rasch deutlich geworden war, dass da nicht etwa zwei schräge Vögel ein wenig zufälliges Wischiwaschi vorführten, sondern die Interaktion der beiden Improvisatoren entschieden Hand und Fuß hatten.

Das erste Wort dabei hatte zu-

nicht nur per Hand auf der Tastatur, sondern mittels Schlägeln, Fingernägeln, Kugeln, Bürsten auch inwendig gespielten Flügel einen Ton, einen Akkord, ein Dreiklangtremolo oder was auch immer in den Raum stellte. Dies wurde von Peter Vogel aufgenommen und zeitversetzt oder zeitgleich bearbeitet, rhythmisch versetzt oder in der Frequenz verfremdet via Lautsprecher dem Spiel der Pianistin beigegeben.

Auf diese Weise entstanden faszinierende Dialoge, Klangfarben, Klangmalereien, die nicht willkürlich, sondern sehr wohl aufeinander bezogen ihre Wirkung auf die Hörer nicht verfehlten. Eine durchaus sinnliche Erfahrung. Allerdings keine im Sinne von esoterischem Ayurveda-Pop, sondern durchaus eine in der Auseinandersetzung mit dem Gehörten fordernde. Denn da bei den Klangstrukturen von Nakamura und Vogel weniger die Komplexität als vielmehr ein gewisser Minimalismus groß geschrieben wurde, war in der Tat für jeden Hörer die Möglichkeit gegeben, sich in diese Strukturen hineinzudenken und dabei im Geiste aktiv an den Improvisationen zu beteiligen.

Ein erbaulicher Abend, an dem sich schlussendlich sogar die Kirchenglocken von St. Maria mit einer Selbstverständlichkeit beteiligten, die auch hätte geplant gewesen sein können: läut...

Manfred E. Kubia



Höchste Konzentration: Countertenor Andrew Watts, das Karkoschka-Ensemble und Dirigent Manuel Nawri im Congress Centrum.

Foto: rw